

der er schwebend erhalten wird, wäre das Firmament schwarz wie in einer mondlosen Nacht. Wir würden am Tageshimmel die glühende Sonnenscheibe, aber auch den Mond und die Sterne erblicken. Dem Staube verdanken wir demnach die milde, gleichmäßige Beleuchtung am Tage, für die unsere Augen geschaffen sind.

Aber noch in anderer Beziehung erweist sich der Staub von größter Bedeutung für uns und unsere Erde. Beobachte einmal die Luft nach einem Regen oder nach einem Schneefall! Sie erscheint dir immer außerordentlich rein. Dies kommt daher, daß das niederfallende Wasser die Luft vom Staube gereinigt hat. Nun darfst du aber nicht denken, daß dies eine nebensächliche Erscheinung sei. Staub ist unbedingt notwendig, wenn es regnen soll. Der Wasserdampf der Luft braucht einen festen Körper, an dem er sich ansetzen kann, an dem seine Verflüssigung sich vollzieht. Und das ist der Staub. Wäre kein Staub in der Luft, so wäre die einzige Fläche, an der sich der Wasserdampf verdichten könnte, die Oberfläche der Erde. Der Wasserdampf der Luft würde sich an Bäumen, an Sträuchern, an Hauswänden, kurz an allen im Freien befindlichen Gegenständen verdichten, und diese würden sehr bald so dicht mit Wasser bedeckt sein, daß es an ihnen herunterflösse. Auch unsere Kleider würden, wenn wir ins Freie träten, nach kurzer Zeit durchnäßt werden. Ein Regenschirm würde nichts nützen. Im Winter aber würde sich die Erde mit einer Eiskruste bedecken. Durch den Staub jedoch wird die Verdichtung des Wasserdampfes von der Oberfläche der Erde abgewendet. Sie findet in den höheren Luftschichten statt. Ohne Staub würden wir also auch keinen Regen, keinen Schnee, keine Wolken, keinen Nebel haben.

So erweist sich der Staub bei näherem Zusehen nicht bloß als schädlich. Gewiß arbeitet er an der Zerstörung unserer Kleidung, unserer Lunge, gewiß verleidet er uns so manchen Schönheitsgenuss, gewiß predigt er uns tagtäglich, daß alles Irdische vergänglich sei, aber ebenso gewiß ist, daß wir durch sein Mitwirken Licht und Wasser, zwei der notwendigsten Lebensbedürfnisse, in einer Form geboten erhalten, in der sie für uns erst brauchbar und nutzbringend werden.

G. Schiffel (nach Wagner u. a.).

93. Die Geschichte von der Wunderlampe.

Bei den Bauern oben in den steirischen Bergen wurden wir für die langen Winterabende zumeist mit Spanlicht bedient. Das war ein ehrliches, gesundes Licht, welches sich gegen ein Kerzenlichtlein ausnahm wie eine rotwangige Bauerndirne gegen ein blaßes Stadtfräulein. Wenn wir aber bei solchen Anschlittschwänzlein, wovon zwölf auf ein Pfund gingen, den ganzen langen Abend nadeln sollten, da klagte mein guter Meister manchmal; aber die Hausfrau antwortete: „Mein Modell (Gießform) ist nicht größer,“ denn sie goß die Kerzen selber. „Den Docht nimm größer,“ riet der Meister; aber da ging ihr zuviel Anschlitt drauf, weil es sich schneller verzehrte. Beim Kaufmann jedoch brannten wir Achter oder Sechser, das heißt solche Kerzen, wovon acht oder sechs ein Pfund ausmachten. Die gaben freilich einen vornehmen Schein, wenn sie ordentlich geschneuzt wurden; trotzdem besorgten wir alle feineren Arbeiten beim lieben Tageschein.